

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 238.

Dienstag, 12. Oktober

1926.

Die zwölf Nächte.

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

(2. Fortsetzung.)

Das Rätsel dieser Nacht wurde immer größer: Im Speisezimmer blühte das geraubte Silber und Kristall auf dem appetitlich gedeckten Frühstückstisch, an dem ... höchst behaglich ... Professor Molinar sah und die Morgenzeitungen studierte!

„Herr Professor!“ Lisa holte tief Atem.

Der alte Franzose blickte auf, legte die Zeitung beiseite. „Ah, unser kleiner, verrückter Zugvogel. Ich dachte schon, Sie würden bis zum jüngsten Gericht schlafen... Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht entgegenlaufe, ... mein Rheuma ...“

Sie starrte ihn noch immer an, den ehrwürdigen, liebenswürdig scherzenden Herrn mit dem weißen Vollbart und der blauen Brille vor den altersschwachen, gütigen Augen.

„Sind Sie von selbst aus der ... Betäubung erwacht?“

„Erlauben Sie einmal! Dieser Ausdruck! Wollen Sie mir meinen sanften Greisenschlummer vernebeln?“ Er lächelte.

„Chloroform war es!“

Er schenkte ihr bedächtig Kaffee ein. Aus derselben silbernen Kanne, die heute nacht Hans Grüner in seinen Koffer gepackt hatte!

„Chloroform? Ich nehme höchstens eine Spur Beronal. Aber nehmen Sie doch Platz!“

Lisa stand noch immer steif wie ein Stod auf der Schwelle. War sie denn verrückt, schlief sie noch? Hastig erzählte sie in abgerissenen Sätzen von dem Einbruch.

Professor Molinar blickte sich erstaunt im Zimmer um, schüttelte ungläubig den Kopf, stand einmal sogar hastig auf, als Lisa des geraubten Matteeu Erwähnung tat, und humpelte, auf seinen Stod gestützt, in die Diele.

„Sonderbar!“ meinte er, beruhigt zurückkommend. „Und wer waren denn diese Diebe, das heißt, können Sie eine genaue Beschreibung geben?“

Lisa verstummte betreten. Nun kam der schwierigste Punkt. Wäre es nicht besser gewesen, überhaupt zu schweigen? Wo die Verbrecher alles wieder zurückgebracht hatten, sicher getrieben von der plötzlichen Reue des Kessens.

„Ich habe mir die Gesichter nicht gemerkt“, zögerte sie. „Sie schwammen vor meinen Augen hin und her.“

„Wie Traumbilder“, murmelte der Professor.

„Zuletzt bekam ich eine vergiftete Zigarette, schlief in der Diele ein ...“ Sie schwieg verwirrt.

„Und wachten in Ihrem Bett im ersten Stod auf!“ lachte er. „Kindchen, ich mache mir die größten Sorgen. Daß mein milder 67er Rotwein, von dem Sie ein Glas nippten, so wilde Träume verursacht!“

„Der Rotwein?“

„Nun, bei mir soll er ja wie Chloroform wirken. Bei Ihnen wie eine vergiftete Zigarette. Ich werde mich bei meinem Lieferanten beschweren müssen. Hans Grüner“, bei diesem Namen zuckte Lisa zusammen, „ein Kesse von mir, trinkt den Wein wie Wasser. Solche Handlungsreisende haben allerdings eine höllisch ausgedachte Kesse ... Wohin wollen Sie denn?“

Doch Lisa war schon über die Schwelle. Ihr war jäh etwas eingefallen. Hans Grüner hatte in der Nacht die sechs Patronen ihres Revolvers lächelnd in seine Tasche gesteckt ...

Nur zwei Minuten weilte sie auf ihrem Zimmer. Als sie das Speisezimmer wieder betrat, war sie im tiefsten Grunde ihres Herzens erleichtert.

Nun wußte sie erst, daß sie alles geträumt. Die kleine Waffe ruhte mit sechs Patronen geladen in der Reisetasche. Wie gestern abend. Und sie entsann sich deutlich, das Zimmer verriegelt zu haben, bevor sie sich zu Bett begab. Genau so war es heute früh noch verriegelt. Man konnte also gar nicht während der Nacht heimlich das Magazin des Revolvers geleert haben ...

Aufatmend nahm sie endlich an dem Frühstückstisch Platz.

„Nun, ist der „Einbruch“ als nächtlicher Alp erledigt?“

„Böllig, Herr Professor. Danke, ich trinke den Kaffee ohne Sahne. Aber Zucker, bitte ja.“

Der alte Herr fand, daß sie in dem leichten, hellen Sommerkleid entzückend aussah. Wie eine Prinzessin mit der hochgesteckten, goldenen Haarfrone. Er zögerte sichtlich, seine Unterhaltung flöz spärlicher. Er schien sich etwas zu überlegen. Endlich: „Bleiben Sie während Ihrer Ferien bei mir! Ich bitte Sie von Herzen, Fräulein Müller. Wehren Sie nicht von Anfang ab. Wir machen die Sache au pair: Sie leiten meinen Haushalt ...“

„Ich bin doch in der Pension Hoffmann schon angemeldet. Nein, Herr Professor, es geht wirklich nicht. Zu liebenswürdig von Ihnen ...“

Doch schon hatte er den Hörer des neben ihm auf einem Tischchen stehenden Telefons ergriffen.

„Nummer 45 327: ... Pension Hoffmann dort? Oh, was ich sagen wollte. ... Hier, Professor Molinar, Wilhelmstraße 19. Fräulein Lisa Müller ... ja, die Studentin ... Die kommt nicht. Nein, sie kommt nicht. Schluss!“ Beinahe grimmig legte er den Hörer zurück.

„Aber, die Rechnung ... Ich werde Abstand zahlen müssen!“

„Mag ruhig kommen, die Rechnung. Wird au pair verrechnet.“

„Sie haben mich überrumpelt. Das liebe ich nicht.“

„Aber ich. Ist so meine Art. Eigensinniger, alter Mann. Mein Herr Kesse mag's auch nicht leiden, hat früher aufbegehrt, tanzt jetzt aber ganz hübsch nach der Pfeife. Brauch ihn bloß an das Testament zu erinnern. Fünf Millionen versichert man sich nicht gern, was?“

Das junge Mädchen war peinlich berührt. Nun war sie entschlossen, sofort ihr Bündel zu schnüren, obwohl dieser Molinar zu den harmlosen, sogenannten „scherzhaften“ alten Herrn zu rechnen war, die keiner Fliege etwas zuleide tun können.

Daß sie blieb, vorläufig wenigstens, daran war die Depesche schuld, die Kitty soeben ins Zimmer brachte und die Molinar laut vorlas. Geheimnisse schien er nicht zu kennen.

Sprachlos ließ der Professor das Telegramm sinken. Seine Schläfen hatten sich gerötet. Jetzt wurde er erschreckend blaß. „Der . . . dumme Junge!“

Lisa war in die Höhe gefahren. In ihrem Herzen stritten Mitleid und Genugtuung. Nun kam doch alles an den Tag. Sie hatte nicht geträumt, es war alles Wahrheit. Sie hatte im Wachen, nicht im Träumen den Einbrechern gegenübergestanden, die Tat miterlebt und war zuletzt betäubt auf ihr Zimmer getragen worden. Die Tatfakten, die sie vorhin noch dagegen anführte, waren vergessen. Dieser Hans Grüner war ein ganz raffinierter Spitzbube, der — einmal er tappt — jede Spur wieder beseitigt hatte, um doch noch der Polizei in die Arme zu laufen. Sie lächelte grimmig. Wenn auch der Professor seinen Strafanttag stellen würde, dieser Hans Grüner war erledigt! Plötzlich sentte sie errötend den blonden Kopf. Tat diese Genugtuung nicht weh? Etwas lag in seiner Art, das nicht unsympathisch war . . .

„Ich werde ihn befreien . . . Aber wie?“ sinnierte und grübelte neben ihr der Professor. Mechanisch blätterte er in der Morgenzeitung, um auf eine Notiz zu stoßen, die er erstaut vorlas.

„Bankraub. In vergangener Nacht zwischen 12 und 3 Uhr wurde ein Einbruch in die Bank Gebr. Lindner, Französischstraße 45, verübt. Die Diebe hatten die Fenstergitter durchschlägt, drei Innentüren erbrochen und waren gerade beim Öffnen eines modernen Geldschrankes, als durch eine Alarmlingel aufmerksam gemacht, ein Wächter herbeieilte. Nach einem kurzen Feuergefecht flohen die Diebe. Trotzdem gelang es schon, einen von ihnen zu verhaften. Er hatte auf der Flucht seine Ausweispapiere verloren. Es handelt sich um den angeblichen Reisenden Hans Grüner, der gegen Morgen bei der Rückkehr in sein Hotel festgenommen wurde. Er leugnet zurzeit noch.“

Verstört blickten sich Lisa und der Professor an. Soeben war sie noch der Meinung, Grüner sei wegen des Einbruchs bei dem Onkel, den irgend jemand beobachtet haben konnte, verhaftet worden. Diese Zeitungsnachricht brachte Schlimmeres, das durch eine Verzeihung des Onkels nicht aus der Welt geschafft werden konnte. Dann stutzte sie wieder: zwischen 2 und 3 Uhr hatte Hans Grüner doch ihr gegenübergeessen, in der Diele. Ihre Gedanken verwirrten sich . . . Wie konnte er an zwei Orten zugleich sein? Hatte sie doch geträumt, nach der kurzen Bekanntschaft während der Reise geglaubt, daß er ein Verbrecher war?

„Zwischen 2 und 3 Uhr?“ wiederholte auch der Professor. Plötzlich hellten sich seine Züge auf. „Irgend etwas stimmt da nicht. So oder so werde ich ihn frei bekommen . . . Eh, Fräulein Müller . . .“ Doch er fand sich allein.

Lisa war aus dem Hause geeilt. Eine Spur war ihr eingefallen, die sich finden mußte, wenn sie nicht geträumt hatte. Die Spur des Autos auf der Rampe, auf dem durch den Garten führenden Weg.

Den Kopf gesenkt machte sie sich auf die Suche, ging Schritt für Schritt, um immer verzagter zu werden und am Tor angelangt auszurufen:

„Keine Spur! Als ob sie durch die Luft geflogen wären!“ So hatte sie doch geträumt.

Hinter ihr räusperte sich jemand. „Du hast recht, Kintty. Aber goddam, das ist ja gar nicht Kintty!“

Mit einem Schrei fuhr Lisa herum und erblickte einen großen hageren, höchst elegant gekleideten Herrn, der sehr ärgerlich ausah.

„Was schaffen Sie hier? Wer sind Sie?“

„Lisa Müller . . .“ Mehr brachte sie nicht heraus. Der kalte Blick dieses Mannes bohrte sich drohend in ihre Augen.

„Beruf?“

„Chemiestudentin. Aber mit welchem Recht stellen Sie mich, forschen mich aus. Wer sind Sie, was suchen Sie hier?“

Nun erst wurde seine Miene freundlicher, sein Blick wärmer. „Wohl eine neue Hörerin? Sie wollen

während der Ferien?“ Er sprach dabei mangelhaft Deutsch. „Ich bin sein Sekretär. Meldungen zwischen 11 und 12 in meines Bureau.“

Lisa klärte ihn schnell über seinen Irrtum auf. . . . und denken Sie, Herr Grüner, der Reffe des Professors, ist verhaftet worden. Er soll heute nacht zwischen 2 und 3 Uhr eine Bank in der Stadt beraubt haben.“

„Mister Neclean entblöhte eine Reihe gelblicher Oberzähne. Zwischen 2 und 3 Uhr? Das ist Nonsens. Für so etwas hat man sein Alibi. Man schläft oder ist mit guten Freunden zusammen, well.“

Lisa klopfte das Herz. „Ein Alibi?“

Der Engländer nickte. „Well und das beschwört man.“ „Schwören, auch wenn es ein Traum war?“

„Sie interessieren mir. Gehen wir in das Haus!“

Fortsetzung folgt.

Stein.

Von Dr. Eugen Roth (München).

Ein Einsamer stieg durch die Felsen. Sie taten sich schweigend vor ihm auf wie ein Tor. Kalt und starr stand der steile Stein; ganz oben, die Stirne des Schroffens begann zu alüben. Aber die Wände selbst waren noch grau, verhalten lauernd.

Er schritt durch ein Gewirr von Blöcken, zwang sich durch zähes, knorriges Krummholz, trat in ein Kar, dessen Geröllfeld, weit hin verschüttet, oben in schmalen Zungen aus den Wänden fuhr. Zarte Blumen wuchsen hier. Wenn sein Fuß klirrend in das lose Gestein stieß, rauschte Sand und Kies darüber. Je höher er stieg, desto weicher ward die Halde. Noch rann zischender Schutt unter seinem Tritt. Aber jetzt ging er über ein buntgewirktes, raubes Band von Berggras, lautlos mit viel Bedachtsamkeit.

Krautige Zwergrhimeln krochen dicht und filzig über den abhüssigen Boden, Blüte an Blüte. Dazwischen prächtig schwellende Polster, smaragdgrün überfärbt von zahllosen Rosetten stengellosen Feintrautes. An fiederndem Wasser tiefblaue Bergvergäsmeynblüht.

Er nahm all diese Farben und Formen in sich auf, so im Vorübergehen. In steilen Windungen strebte er aufwärts, alüben, mit beständigem Atem und doch ganz in sich gesammelt; ein herrischer Mensch, der empor will.

Nun stieg vor ihm der Felsen in den Himmel wie ein Turm. Die schwere Stille bedrückte ihn. Er lehnte das flammende Gesicht an den kühlen Stein der Rinne. Da drinnen brauste das Schweigen wie Orgelstimmen. Ihm war, als pulse sein schlagendes Blut bis hinauf zum Gipfel.

Er sah empor. Der Himmel droben war schon voll Sonne. Hart und scharf hatte der Grat in das tiefe Blau. Wenn man lange hinblickte, war es wie eine zerklüftete Kiste. Er schritt die glatte Wand entlang. Eine Rinne, sich vertiefend, lief auf eine Platte zu. Er stand am Einstieg. Als er jetzt wieder an den Stein griff, schauderte ihn. Er spürte, wie er an Ewiges tastete. Ein riesenhafter, stummer, geheimnisvoller Feind. Aber Stein ward auch er, hart und still. Forschenden rubigen Blickes prüfte er den Weg. Tastete mit den Augen über Klüfte und Klöße, suchte an Grashändern entlang, maß Platten ab, verfolgte Rinnen und Falten des ungeheuren Mantels.

Dann stieg er in die Wand ein, leise und vorsichtig, als wollte er den Riesen nicht wecken, der da schlief in fröstelnder Frühe. Eine gewaltige Kraft durchdrachte ihn, wie er nun nach den Rissen und Kissen griff, mit saugenden Fingern, den Fuß in Riken stemmte, den ganzen Leib an die Fugen der Felsen verflammerte.

Langsam arbeitete er sich empor. In ihm lebte nur dieser mächtige Wille nach aufwärts. Nichts war hörbar als ein Schürfen des Schrittes, ein hartes Anschlagen des Stiefels am gläsern klingenden Stein. Wenn er stillstand, vernahm er nur sein hämmernendes Herz, den alüben, leise pfeifenden Atem. Manchmal kimperte ein Steinchen in die Tiefe.

Auf einer feuchten Platte wucherte zottiges Gras. Bewurkte Blumen hoben die leeren Stängel, daneben blühte eine Insel von Silberwurz. In einer Nische des süßen Absturzes standen kümmerliche Edelweiss. Mit verdoppelter Vorsicht stieg er durch die trügerische, brüchige Steilhalde. Da und dort riß ein Büschel Gras unter seinen Händen, Pollen schwarzer Erde kollerten rieselnd ab und ließen die nackte Schädeldede des Steins offen, wie von einer klaffenden Wunde. Dann stieg es heiß zu seinem Verzen und mit zweifacher Wucht fuhr sein Fuß in die Grasnarbe.

des Fiebers, jede Ader gespannt, stammte er von Gott an
Griff, von Trill zu Trill. Bis in die Spalten der Finger
und Leben trieb Kraft und Taktgefühl. Er gelangte an
eine Platte, als eben die ersten Sonnenstrahlen, in breiter
Blende niedergehend, den Stein trafen. Er setzte sich, auf-
atmend, zu kurzer Rast.

Von rechts her, über die Schneide, pfliff ein heller Wind;
zur Linken wucherte der Stein. Unten, von der weitvor-
springenden Platte verdeckt, stieg die Geröllhalde her, wie
ein zu kurzes Brett. Er sah ganz tief im Gewände, horchend
im Lautlosen, schweigend im Verschwiegenen. Ein winziger
Mensch. Und doch der Herr hier.

Waldtiefe Täler wogten, aber ihr Rauschen verwehte
der Wind. Von überall her warfen sich die steinernen Riesen
empor, jauchzend, lichtüberschüttet. Zaden und Zinnen, zer-
rissene Grate und wilde Schroffen, eine einzige Branduna-
himmeln. Aber der Einsame erschrak plötzlich vor dieser
Stille. Und irgend ein Unsichtbares griff jäh nach diesem
erschrockenen Herzen.

Er sah wieder hinauf. „Ich werde es zwingen“, sagte
er laut. Aber das brauende Gefühl sieghafter Kraft war
einer äußersten Beherrschtheit gewichen.

Eine Senke, durch einen Kamin zu erreichen. Von hier
aus links der kleinere Turm mit glatten, geschliffenen
Wänden. Dahinter der größere, beschattet, düster und
scharf. Er ging wieder an die Arbeit. Hart, in letzter Be-
mühung. Hinter ihm lag das Nichts, vor ihm alles: das
war sein Gefühl. Stein stieß empor, Stein warf sich hin-
unter, Stein starrte überall. Lautlos rana er mit diesem
Stein. Der Kamin verengte sich. Er leuchtete in der Spalte.
Er verkeilte sich. Ein Block hatte sich geklemmt. Er hing in
die Wand vor. Hier ging es nicht weiter. Er tastete nach
einem Griff; er ließ den Fuß gleiten. Er suchte mit dem
Auge. Er überlegte angestrengt. Ein kurzes Zittern durch-
ließ ihn. Endlich hatte er eine Rike für die rechte Hand;
die Füße standen sicher. Nun galt es sich herauszuschwingen
in die freie, niederstürzende Wand, mit der Linken den Block
zu umfassen und so, mit dem rechten Fuß nachtretend, sich
auf die Kuppe des Blockes zu legen und hochausziehen.
„Wahnsinn!“ dachte er einen Augenblick. Aber dann kam
ihm der Trost. Länger in dieser geduckten Stellung zu ver-
harren, war unmöglich. Er wagte den Griff, erreichte mit
der Linken knapp die Kuppe, preßte den Leib dicht an, zog
den rechten Fuß bis zur Hand herauf, drängte ihn in den
Riß, wand sich empor. Ein Ruck: der Stein war unter
seinem Fuße abgesprungen, der Schuh suchte aus, er glitt,
aber schon hatte er das Gewicht nach oben verlegt und zog
sich aufatmend empor.

Er sah rittlings auf dem Block. Ein Beben durchließ
ihn. Er lagte trampfhaft, er wehrte sich. Aber er fühlte:
das war Angst. Eine Sprosse war aus seiner Sturmleiter
gebrochen. Er konnte nicht mehr zurück. Bisher wollte er
empor, nun mußte er. Hatte ihm ein Unhold tödlich nach
dem Fuß gehascht, um ihn herabzuschleudern? Sah es ihn
nicht an mit tausend Tränen aus dem zerfurchten Geflüste?
Begann nicht der Block zu wanken, auf dem er ritt?

Ein Steinschlag brach in die Tiefe, knatternd von irgend
woher; es hallte unheimlich, ein böhnisches, ungeheures
Gelächter. Dann schlug wieder das Schweigen über ihm
zusammen, erstidte ihn, drückte ihn an den Stein. Ein
Grauen wuchs aus den Tiefen auf, stieg langsam, ganz lang-
sam in sein Herz.

Er bezwang sich. Er holte sich Mundvorrat aus dem
Rucksack und aß. Das machte ihn ruhiger. Gelassen sah er
empor. Aber er hielt zögernd inne. Gleich dort, zehn Meter
über dem Block, eine Scharte, die unbezwingbar schien.
Weiter oben war es offenbar leichter, und hinter dem kurzen
Sattel mußte der Gipfel sein. Der Blick des Bergsteigers
wurde immer wieder mit unheimlicher Macht an die ver-
hängnisvolle Scharte geführt. Zwischen tiefliegenden
Schatten lag dieses Stück vorspringenden Steins grell und
bloß, glatt und tödlich. Es drängte ihn zur Entscheidung.
Er brach auf und stieg in das Gewände. Jetzt stand er
dort. Eine Hoffnung suchte in ihm auf. Er glaubte eine
Möglichkeit gefunden zu haben. Wenn er sich ganz nach
rechts hinausschob, einen weiten Spreitschritt machte. ...
Aber da begannen seine Knie zu zittern. Nur einen Augen-
blick lang. Ein Grauen befiel ihn. Er wagte es nicht.
Er suchte einen anderen Weg. Unbarmherzig, fastenlos
wallte der graue, sonnenheiße Mantel des Steins. Und da
kam wieder die Angst, die furchtbare Angst. In den Fels
verzweigt, eingekraut, hingeklebt in die Spalte, hing er, qual-
voll, rasend in seiner Ohnmacht. Noch durchpflusste ihn ein
unbeugsamer Wille. Aber über dieses ebern hatte Gefäß
seiner mutigen Seele quollen, quirlten tausend tolle Ge-
danken, Flüche, Gebete. Und das drohte ihn niederzu-
zwingen in Demut und Reue, in Todesfurcht und Feigheit.
Und er wußte, wer hier nicht mehr lächeln konnte, kühl und

mit seinen Fingern über die Wände taute.
„Vermessener, was willst du!“ schrie es in ihm, gelte es
ihm aus der Stille entgegen. Ja, das war er, der Bergsteiger.
Ganz groß trat er aus zerfurchtem Dunkel, sein weißer
Bart wehte im Winde, eine tiefe Traurigkeit lag über seinen
Augen. Seine Stirn aber war Stein, Stein war sein fliehes-
des Gewand, Bewegung kam in die Falten des Fellsens, laut-
los wankte der stürzende Berg.

Der Einsame gab sich einen Ruck. Es hatte vor seinen
Augen geflimmert, in plötzlicher Schwäche. Jetzt zog er sich
gewaltsam in sich selbst zurück, er sah fest und klar. Es blieb
nichts übrig als umzukehren, neue Kraft zu sammeln.
Abwärtstastend entfiel ihm der Blick in den finster gähnen-
den Spalt des Kamins, in dem der Block steckte, hell und
fantig wie ein Totenschädel. Er atmete tief auf, als er wieder
sah. Eine gläserne Ruhe überkam ihn, unter der hohl und
unterirdisch die tausenden Bäche von Angst braunten. Er
rauchte, nahm einen Schluck aus der Feldflasche und suchte
sich einzureden, daß er freiwillig hier sitze, ganz gemächlich,
daß er ja noch Zeit genug habe. Er bog sich ein wenig vor
und ließ den Blick hinabgleiten. Da drunten lagen die Alm-
hütten, sogar das Unterkunftshaus sah man. Da standen
Menschen, ganz winzig. Und tönte es nicht wie Herden-
aloden? Dieser Friede dort drunten machte ihn weich. Brach
jeden Widerstand. Er hatte nun nur mehr Sehnsucht nach
Gnade, den ganz schlichten Wunsch, da ein paar hundert
Meter tiefer in der Hütte zu stehen. Lächerlich! Er bäumte
sich auf. Aber dann packte es ihn wieder, daß er wie wütend
den Block mit den Schenkeln preßte und mit geballten
Fäusten mit der Stirn gegen den Stein stieß. Der Schmerz
brachte ihn zur Befinnung. Aber schon wieder überwallte
ihn feige Demut: „Warum mußte ich auch hinaufsteigen?“
Und da fiel ihm etwas ein, unvermittelt, befreiend: „Willst
du nicht das Lämmlein hüten?“ Und er begann laut die
pathetischen Verse in den hohlen Kamin zu brüllen. Da
gestellte ihm in vielfachem Widerhall entgegen: „Mutter!
Mutter!“ Und eine furchtbare Scham, ein tödlicher Schmerz
schloß ihm den Mund.

Jetzt war das Entsetzen da. Das war kein Ringen mehr
um diesen Aufstieg, das war ein Kampf mit dem Tode, der
da oben lag, an dieser einsigen Stelle, höhnisch, seines Sieges
gewiß, da er die Brücken des Rückzuges abgebrochen hatte.
Ja, der Tod da droben hatte es ihm nachgeächelt, das unbe-
dacht hinausgerufene Wort: „Mutter! Mutter!“ Und dort
oben, über die Scharte her, grinst er jetzt, die langen
Finger lagen gleichend über dem Stein.

Und da wuchs dem Einsamen die Kraft. Er wußte,
wenn er jene Klippe überwand, ehe der Tod mit dem Atem
der Angst in ihm selber war, dann brachte er jenen, der
dort im Steine hockte, nicht mehr zu fürchten.

Er kletterte, stieg, schnellte empor gegen den Feind. Er
sah ihm ins Gesicht, Sonne blendete ihn. Er fand, weit nach
rechts vorgreifend, gelanteten Stein. War das nicht der
Finger des Todes? „Mutter! Mutter!“ schrie es in ihm; er
schwang sich, mit beiden Füßen pendelnd, herüber, zog sich
empor, stand. Stand auf einer riesigen Kanzel, die über
einer schweigenden Andacht hing. Stand mit herrlicher Ge-
bärde, in mannhafter Demut, ein Sieger.

Und wieder lebte er, aufschluckend, sein heißes Gesicht
an die steilen stürmischen Orgeln des Steins.

Gesellschaft und Mode

Der Linienwirtware der neuen Mode. Hatte man bisher
in der Damenkleidung von einer einfachen „geraden Linie“
sprechen können, die die Silhouette der Dame bestimmte, so
macht sich in den neuesten Modellen ein Linienwirtware be-
merkbar, der auf große Umwälzungen in der Modelllinie
schließen läßt, die sich vorbereiten. An den neuesten Damen-
kleidern ist überhaupt keine feststehende Linie mehr zu be-
merken. Mögliche Ausbiegungen an den verschiedensten
Stellen, unregelmäßige Bildadlinien sind zu beobachten. Der
unsymmetrische Rocksaum, der bisher höchstens geduldet wurde,
wird jetzt eifrig gepflegt. Die Röcke sind auf der einen Seite
länger als auf der andern, hören an einer Stelle plötzlich un-
motiviert auf, um an einer andern tiefer herabzugehen. Hier
ist ein Modell, auf dem an der linken Seite eine umfangreiche
Draperie angebracht ist, während sich an einem andern Modell
wieder die Ausbuchtung an der rechten Seite vorfindet. Die
Röcke reichen an der einen Seite kaum bis ans Knie und an
der andern bis an die Fußknöchel, sind vorne lang und hinten
kurz oder umgekehrt. Derselbe Wirtware herrscht in der
Taillelinie. Bald ist diese ganz hoch wie in der Directoire-
Mode, dann wieder rutscht sie bis fast zu den Knien herunter.

Herbstgedanken.

Von Käthe Bruns-Schneidermann.

Trinken will ich dein Gold,
Süßer Oktobertag
Allem, was einst ich gewollt,
Sinnst meine Seele nach.

Sie sind unbeschreiblich schön, diese klaren, leuchtenden Herbsttage, und sie atmen eine Ruhe, die sich wie Balsam auf unsere gebeugten Nerven legt. Die Felder sind zum größten Teile schon kahl, nur hier und da herrscht noch einfluges Leben und Treiben auf einem Acker, von dem Kartoffeln geerntet werden, und der weiße, heisende Rauch der kleinen Kartoffelfeuer zieht weithin in der stillen Luft. Wie der herbe Duft die Kinderzeit wieder lebendig werden läßt, als man beglückert mitwirkte bei dem Sammeln der nährhaften Knollen und sich dabei nach Kräften unnützlich machte! Das Schönste aber war zum Schluß das Kartoffelfeuer, in dessen heiserer Asche dann eine Handvoll Kartoffeln in der Schale gebraten wurden — und nie, so meint man heute, hat etwas so köstlich geschmeckt wie jenes primitive Mahl auf dem Felde.

Von den fernen Bergen her grüßt der Hochwald; schon färben sich die Bäume, und wie lange wird es dauern, eine Woche oder zwei, dann ist ringsum auf den Höhen das große Leuchtfeuer angezündet, mit dem der Wald vom Sommer Abschied nimmt. Ein paar kühle Nächte dann, ein Morgenstern und darauf Sonnenschein. Dann fängt das Blätterfallen an. In den Parks der Städte, wo die Bäume einen harten Kampf zu führen haben gegen Staub, Ruß und Gase, und wo ihre Kraft eher erschöpft ist, da taumelt schon Blatt auf Blatt auf die gebarkten Wege oder treibt auf dem blauen Spiegel der Weiher und Seen. Aber die Bänke sind noch alle besetzt: Männlein und Weiblein, alt und jung genießt die fast sommerliche Wärme, und die Kinder buddeln im Sand und treiben ihre Spiele so unbekümmert, als gäbe es keinen Winter, der schon hinter diesen letzten sonnigen Tagen lauert!

Wir aber sind nachdenklicher und fühlen die leise Trauer dieser leuchtenden, ruhigen Oktobertage, die voll sind von Erntungen und Ernte und doch auch schon von Abschied. Wie schnell, wie schnell ist die schöne Zeit hingegangen! War es denn nicht gestern erst, daß man Weichen pflichtete oder Blütenzweige in der hohen schlanken Vase ordnete und unwillkürlich angetanzt wurde von all der Frühlingsfreude und Erwartungsstunde in der Natur? Und nun sind es nur noch Herbstastern und Dahlien, die in den Gärten leuchten; auch ihre Tage sind gezählt. Die Bäume aber haben das lose, lustige Blühen längst vergessen — fruchtlos stehen sie da und ernsthaft wie gute, brave Familienmütter, die den Kopf voller Sorgen haben und kaum noch eine flüchtige Erinnerung an das lachende Getändel der Jungmädchenzeit!

Herbsttage geben für Frauen, die fast immer unbewußt naturverbunden und stimmungsempfindlicher sind als der Mann, leicht den Anlaß zum Grübeln, zum Erinnern und zum Fazitziehen. Wieder ist ein Frühling und ein Sommer vergangen, wieder ist man älter geworden. Vor den Zwanzigern ist das ein ersehnter Zustand, nach der Dreißig wünschten wir oft mit Löwe, daß die Lebensuhr den raschen Schlag verzögern möge. — Und eines Tages, wenn wir die ersten weißen Haare entdecken, wenn unser Ältester heimlich Liebesgedichte schmiedet und die Tochter ins ballfähige Alter kommt — dann spüren wir, daß unser Herbst naht. Kennen wir nicht alle das Gefühl, das uns dann oft beschleicht, daß es noch zu früh dazu ist? Wir haben ja eigentlich noch gar nicht gelebt! Wir wollten doch so viel und erwarteten so viel in unserer Jugendzeit, und fast alle wohl bewahren wir in unserer Herzenskammer durch die Jahre hindurch eine Truhe voll unerfüllter Wünsche!

Aber wenn nun die Zeit kommt, daß wir unsere Arbeit getan, unsere Aufgaben erfüllt haben; wenn die Kinder uns nicht mehr brauchen und — oft wenigstens — nicht mehr fragen und wir nun flüchtig auch einmal an uns selber denken könnten, dann — ja, dann stellen wir diese Truhe voll unerfüllter Wünsche still und endgültig beiseite. Denn hinter den leuchtend goldenen, stillen Herbsttagen, wie sie in guten Ehen für Mann und Frau kommen, wenn das junge Volk flügge und das Nest leer geworden ist — hinter diesem ruhigen und einträchtigen Wandern nun wieder zu zweien wartet doch schon der Winter! Und so vieles, was man heiß begehrt, lockt nun nicht länger, das ist wie bei den Bäumen, die sich im Herbst

sogar nicht mehr auf die weiß- und rosafarbene Blütenpracht des Frühlings besinnen können!

Resignation? Sie ist vielleicht nahelegend gerade für eine Frau. Denn Frauenleben hat selten sichtbare Ernte aufzuweisen, ist arm an Ehren und Erfolg. Die stille Kleinarbeit der Mutter, dieses jahrelange Wurzeltränken und Früchthüten pflegt man für so selbstverständlich zu halten wie das immer erneute Wachsen und Blühen jedes Frühlings! Aber wie der Züchter in der zehnten Generation einer Rosenart noch die Eigenschaften der Stammutter wiedererkennet, so lebt in unseren Kindern weiter, was wir ihnen Gutes mitzugeben vermochten. Und das ist ein Wissen, das auch wohl unsern Herbst vergolden kann!

Von den Möbeln und ihrer Behandlung.

Es ist der Stolz und die Sorge jeder Hausfrau, ihre Möbel in bester Ordnung zu erhalten. Doch ohne es zu wissen, schädigt sie diese wertvollsten Stüde ihres Hausstandes oft selbst durch falsche Behandlung, durch die sie grau und vor der Zeit unansehnlich werden. Woher kommt das?

Sauberkeit ist eine Zierde der Hausfrau und unbedingt nötig, schon allein vom gesundheitlichen Standpunkt aus. Aber gerade hierbei begeht man die meisten Fehler. Es wird z. B. jeden Tag „Staub gewischt“; durch das einfache „Wischen“ wird aber der Staub nicht weggewaschen, sondern nur aufgewirbelt und legt sich nach kurzer Zeit wieder auf die Gegenstände. Durch das Reiben mit dem trockenen, staubgefüllten Luche aber wird der Staub erst recht fest in die feinen Ritzen, Vertiefungen, Schnitzereien usw. der Möbelsüde hineingedrückt. Zu alledem hat noch die Lunge der staubwischenden Person einem wahren Ansturm von Bakterien standzuhalten; man sollte sich also nie auf das bloße trockene Wischen beschränken, sondern Teppiche, Polstermöbel und dergl. mit dem Staubsauger behandeln. In Ermangelung eines solchen bestreut man die zu reinigenden Gegenstände mit leuchten Teesblättern, die natürlich gut ausgedrückt sein müssen. Beim Bürsten sammelt sich der Staub in diesen, die man sich etwa mehrere Tage lang vom abendlichen Teetrinken aufhob und die nebenbei noch ein vorzügliches Fledermittel sind.

Polierte und gestrichene Möbel behandelt man mit einem in kaltes Wasser getauchten und fest wieder ausgedrückten saugen. Fensterleder und wird sich wundern und freuen, wie schön sie danach werden.

Nun kommt eine zweite Sorge der Hausfrau. Unansehnlich gewordene Möbel müssen und sollen wieder ihren frischen Glanz erhalten. Man kauft also eines der unzähligen angepriesenen Auffrischungsmittel und trägt dieses auf, und tatsächlich schimmern die Möbel alsbald wieder spiegelnd. Aber die Freude dauert nicht lange; man wiederholt das Verfahren einmal, mehreremale, mit dem Enderfolg, daß die Möbel von Mal zu Mal schneller „erblinden“ und endlich überhaupt keinen Erfolg mehr zu spüren ist. Denn mit dem Holz ist es ähnlich wie mit der menschlichen Haut, es hat „Poren“, durch die es sozusagen atmet. Das Holz behält, solange das Möbelsüde besteht, ein gewisses Leben, verändert sich durch Temperatureinflüsse, dehnt sich aus und zieht sich wieder zusammen. Werden die Poren der menschlichen Haut verstopft, so wird diese weiß, grau und unansehnlich, ja ernste Gesundheitschäden können dadurch entstehen. Verstopft man die Poren der Möbel durch immer erneutes Auftragen von Beizen und Lacken, so wird die Oberfläche rau, rissig und glanzlos — das Möbelsüde „altert“.

Was kann nun die Hausfrau tun, um ihre Möbel im Bedarfsfalle wieder aufzufrischen? Vor allen Dingen doktere sie nicht selber an ihnen herum! Hat sie sie in der oben angegebenen vernünftigen Weise regelmäßig gereinigt, so ist die Auffrischung von fachkundiger Hand sehr leicht vorzunehmen. Man braucht zu diesem Zweck die Stüde gar nicht einmal aus dem Hause zu geben, noch erfordert die Sache große Kosten. Es gibt jetzt allenthalben, so gut wie der Fensterputzer und der „Staubsaugermann“ ins Haus kommen, tüchtige Fachleute, die auf Wunsch das Möbelaufbeizen in der Wohnung des Kunden um ein Billiges besorgen. So hat man dann die Gewißheit, daß die fachmännisch vorgenommene Auffrischung auch von Dauer ist!